
Stavros Arabatzis

›Sei vernetzt! Mediatisiere! Sei in Relation!‹

Über die verkürzten Medienmodelle der neuen Soziologie

Soziologische Theorien weisen von Anfang an, seit Auguste Comte und Max Weber, eine Schlagseite in ihrer Theoriebildung auf und bleiben in ihrer Medienkonzeption beschränkt, wie wir heute wieder in Entwürfen einer Theorie der digitalen Gesellschaft beobachten können. Diese Schlagseite im soziologischen Medienbegriff resultiert nicht nur aus ihrem modernen Blick auf die Gesellschaft, sondern ebenso aus einer medialen Abstraktion; trotz ihrer Empirie sind soziologische Theorien häufig mit einer blinden Stelle in ihrem ›Medienbegriff‹ behaftet. Zu erinnern sei hier nur an Max Webers Begriff der Rationalität, der höchst abstrakt vom konkreten Lauf der Gesellschaft abgezogen wurde; einer angeblich entzauberten Welt der Moderne, die jedoch in ihrer *oikonomia* in Wahrheit erst recht vollständig verzaubert auftreten sollte. So blieb und bleibt ihre Modernität, die sie gegenüber der spekulativen, transzendentalen und metaphysischen Philosophie angeblich auszeichnet, ein höchst abstraktes Produkt, das sie freilich in den modernen, ausdifferenzierten Gesellschaften als etwas höchst Konkretes und Objektives präsentieren oder, aktueller und spezifischer formuliert, statistisch, probabilistisch, stochastisch und algorithmisch *errechnen* wollen.

In diesem medialen Reduktionismus sind heute auch neue soziologische Modelle befangen, die nunmehr die digitale Gesellschaft in einem theoretischen Rahmen unterbringen wollen, dabei aber die letzte verbliebene gesellschaftliche Bodenhaftung verlieren und vollends in einen digital-informatischen Rationalismus abdriften, gegen den dann kein Widerstand mehr möglich ist. Denn der digitalisierte Ordo lässt alles Mögliche zu, nur eben kein Subjekt, kein Verständnis, keine Individuation, keinen romantischen Rest, aber auch sonst keine andere Spuren des Anderen, Fremden und Nichtidentischen; diese werden längst maschinell-digital und algorithmisch errechnet, so dass sie im Prozess der informatischen Technik als humanistischer Schutt zurückgelassen werden.

Medialität und Privatheit

Armin Nassehi's aktuelles Buch *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft* radikalisiert Niklas Luhmanns systemisches Modell noch einmal technisch-informatisch – ein wenig auch mit der Actor-Network-Theory Bruno Latours angereichert – und hat dabei für jeden Widerstand gegen die Digitalisierung nichts als Spott übrig.¹ Der Spott gilt einer Kritik, die, nach Nassehi, auf die alte Buchkultur bezogen bleibt; diese werde heute jedoch von den digitalen Kontrollinstanzen abgelöst. Diese systemische Ausdifferenzierung müsse nach Bruno Latour auf die digital vernetzte Welt ausgedehnt werden, da die Grenzen zwischen politischen, staatlichen, kulturellen und ökonomischen Akteuren offenbar zu verschwimmen beginnen. Denn je mehr Verknüpfungen man heute (in einer Zeit des Upload-Internets) hat, desto mehr existiert man. Damit wird die digitale Verknüpfung zu einem Existential: je mehr man verknüpft ist, desto mehr ist man sichtbar, wahrnehmbar, kommunizierbar und desto mehr ›Sein‹ hat man. Denn Nichtverknüpftsein heißt Nichtsein. Digitalisierung theoretisch einholen, heißt hier offenbar das Grundgesetz einer neuen Ontologie beschreiben: Wer nicht digital verknüpft ist, ist einfach nicht ›da‹. Er fällt nicht nur aus der medial-vermittelten und öffentlichen Welt, sondern ebenso aus der physisch-unmittelbaren und privaten Welt heraus. Denn die Privatheit ist – und hier trifft Nassehi ein Wahrheitsmoment der digitalen Vernetzung – eine Fiktion und hat es in Reinkultur nie gegeben. Daher sollte man hier, so Nassehi, von einer ›*embedded privacy*‹ sprechen.² Das Private ins Öffentliche und das Öffentliche ins Private einbetten, hieße aber noch lange nicht, dass beide in dieser Figur ganz aufgingen, wie einmal Aristoteles gegen seinen Lehrer Platon anmerkte, der die Einheitlichkeit der Stadt (*polis*) so weit getrieben hat, dass sie in einen Haushalt (*oikos*) verwandelt wurde: »Offensichtlich gibt es aber keine Stadt mehr, wenn ihr Vereinheitlichungsprozess einen gewissen Punkt überschritten hat. Eine Stadt ist ihrem Wesen nach eine Vielheit, und wenn sie in stärkerem Maße eins wird, ist sie eher ein Haushalt (*oikia*) als eine Stadt« (*Politik*, 1261 a.). – Freilich verwickelte sich hier Aristoteles selbst in Widersprüche, wenn er an anderer Stelle die vollkommene Gemeinschaft als das Ziel der *polis* definiert und das einfache Leben (*to zēn* des *oikos*) vom politisch qualifizierten Leben (*to eu zēn*) abgrenzt, dadurch aber ›leben‹ mit dem ›gut leben‹ kontaminiert. Das mediale Problem liegt hier also weder in der Privatheit (Drinne, Haus), noch in der Öffentlichkeit (Draußen, Stadt) – denn beide sind miteinander vermittelt und bilden darin das individuelle Allgemeine. Das Problem liegt vielmehr im medialen *Dazwischen*, in der Schwelle einer Ununterscheidbarkeit zwischen Privatheit (*oikos*) und Öffentlichkeit (*polis*). In einer Paraphrase des Luhmann'schen Axioms: ›alles,